

Christoph Markschies

## Geisteswissenschaften als Stifter und Zerstörer von Vertrauen

Dass Sie, liebe Kolleginnen und Kollegen, neben mir keine Powerpoint-Präsentation sehen, liegt nicht etwa an der Zurückhaltung der Geisteswissenschaftler und -innen gegenüber neueren Techniken, sondern an dem Spezifikum meiner Aufgabe, die bisherigen Beiträge zum Thema noch etwas zu ergänzen und abschließend zusammenzufassen. Da ich die Vorträge der Kolleginnen und Kollegen bei der Vorbereitung auf meine Bemerkungen noch nicht kannte, konnte ich weder vorher noch während der Debatte einschlägige Folien produzieren, sodass wir doch wieder bei einem Unvermögen der Geisteswissenschaftler sind, aber einem vielleicht nachvollziehbaren und nicht für diese Fächer allein charakteristischem.

Nach dieser eher scherzhaften Vorbemerkung komme ich nun aber zum angekündigten Thema: „Geisteswissenschaften als Stifter und Zerstörer von Vertrauen“ – als Stifter *und* Zerstörer von Vertrauen zugleich habe ich die Geisteswissenschaften mit meiner Titelformulierung beschrieben. Diesen Titel werde ich in einem längeren *ersten* Teil erläutern, dann in einem kürzeren *zweiten* Abschnitt fragen, ob hier in letzter Zeit eine Entwicklung im Sinne einer „Vertrauenskrise“ zu konstatieren ist, und abschließend nach Gründen dieser Entwicklung fragen, die ich da zu beobachten glaube.

Zu Beginn erinnere ich aber noch einmal an eine wichtige Differenzierung von Ute Frevert, die ich gern bekräftigen und übernehmen möchte: „Vertrauen“ wollen wir wie sie im folgenden Beitrag im strengen Sinne des Wortes als eine „emotionale Haltung“ verstehen, die „auf Personen gerichtet ist“ – eine *emotionale* Haltung mit einem je und je unterschiedlich zu beschreibenden *rationalen* Anteil. Wir wollen sie also als eine emotionale Haltung verstehen, die sich auf Personen richtet, und nur insofern sie sich auf Personen richtet, auch auf wissenschaftliche Ergebnisse und Wissenschaften richtet. Ute Frevert hat bereits darauf aufmerksam gemacht, dass der alltagssprachliche Gebrauch des Wortes „Vertrauen“ freilich ein anderer als der jener strengen Begriffsdefinition ist. Mit der uns vertrauten Wortverbindung „Vertrauen auf Wissenschaft“, die entsprechend in allen anderen Titelformulierungen unserer heutigen Beiträge verwendet wurde, fassen wir das komplexe Verhält-

nis von *Vertrauen* auf Personen und – wie Ute Frevert vorgeschlagen hat – das *Sich-Verlassen* auf wissenschaftliche Ergebnisse in einem einzigen Vertrauensbegriff zusammen und verwischen damit in der Alltagssprache den Unterschied zwischen einer emotionalen Haltung gegenüber Personen und einem Verhalten gegenüber apersonalen Zusammenhängen, wenn ich das einmal so knapp zusammenfassen darf.

Was ich Ihnen nun gleichsam als Vertiefung dieser grundlegenden Unterscheidung zwischen „Vertrauen“ und „Sich-Verlassen“ gern vorführen möchte, ist eine nähere Beleuchtung ihres präzisen Verhältnisses, des Verhältnisses von *Vertrauen* auf Personen und *Sich-Verlassen* auf die wissenschaftlichen Ergebnisse der Personen. Ich möchte in einem *ersten Abschnitt* meiner Bemerkungen fragen, wie beides miteinander zusammenhängt, und zwar sowohl in einer synchronen wie in einer diachronen Fragestellung.

## (I) Geisteswissenschaften als Stifter und Zerstörer von Vertrauen

Zuerst einige Bemerkungen zur Erläuterung meines Titels „Geisteswissenschaften als Stifter und Zerstörer von Vertrauen“: Scheinbar gilt ja schon immer, dass geisteswissenschaftliche Forschung (über natur- und sozialwissenschaftliche Forschungen müsste man natürlich auch noch einmal eigens reden, das tue ich jetzt nicht, sondern konzentriere mich paradigmatisch auf die Geisteswissenschaften) und die daraus erwachsenden Veröffentlichungen sowohl Vertrauen *stiften* als auch Vertrauen *zerstören*. Diese beiden Dimensionen von Stiftung wie Zerstörung möchte ich jetzt ausführlicher beschreiben im Sinne der oben entwickelten analytischen Differenzierung: Geisteswissenschaften stiften entweder *Vertrauen* auf Personen und legen Grundlagen für ein Sich-Verlassen auf Ergebnisse ihres Forschens *oder* sie zerstören *Vertrauen* auf Personen und verunmöglichen *Sich-Verlassen* auf Ergebnisse ihres Forschens. Ich werde das gerade sorgfältig Differenzierte freilich in den folgenden Ausführungen gelegentlich alltagssprachlich unter dem einen Stichwort „Vertrauen“ zusammenfassen.

Zunächst zur Dimension der *Vertrauensstiftung*, die ganz unmittelbar auch zum geisteswissenschaftlichen Geschäft gehört und der bestimmte wissenschaftliche und die Wissenschaft begleitende – sagen wir einmal „wissenschaftsinstitutionelle“ –, aber auch alltagspraktische Strategien dienen. Um das präziser zu beschreiben, wähle ich ein ganz schlichtes Beispiel aus meinem eigenen Fachgebiet, die hier im Haus edierten lateinischen und griechischen Inschriften des *Corpus Inscriptionum Latinarum* und der *Inscriptiones Graecae*. Ich verlasse mich in aller Regel

zunächst einmal auf die in der BBAW erstellte Edition einer antiken lateinischen Inschrift, weil ein Vertrauensverhältnis zum Editor (bzw. zur Editorin) besteht. Anders formuliert: Ich verlasse mich auf die Edition so lange, bis mir am Text nichts Gegenteiliges auffällt, weil ich der Person vertraue, die als Editor bzw. Editorin auf dem Deckblatt steht. Sie merken: Ich bin nach wie vor davon überzeugt, dass – auch wenn wir versuchen, es zu bestreiten – schon die Tatsache, dass ich lieber zu einer ganz bestimmten Inschriftenausgabe greife, weil da beispielsweise der Name des verstorbenen bedeutenden lateinischen Epigraphikers Géza Alföldy draufsteht oder der von Klaus Hallof, der an unserer Akademie griechische Inschriften ediert, zeigt, wie wichtig in meinem alltagspraktischen Umgang mit Forschungsergebnissen – so aufgeklärt ich mich auch darstellen möchte – das *Vertrauen zu Personen* ist.

Um diesen Vertrauensakt zu stabilisieren und das Verlassen auf den von der Person, der ich vertraue, hergestellten Textes zu stabilisieren, gibt es in den Geisteswissenschaften Strategien, die wir meist unbewusst anwenden, weil wir wünschen, dass man uns vertraut und sich auf die Ergebnisse unserer Forschung verlassen kann. Zu diesen Strategien gehört Hochwissenschaftliches wie beispielsweise die Verwendung einer allgemein akzeptierten und verbreiteten *Methodik* bei der Erarbeitung und Publikation von Forschungsergebnissen – so ist der Text der lateinischen wie griechischen Inschrifteneditionen der Berliner Akademie natürlich nach einer *bestimmten* und *allgemein akzeptierten Methode* erarbeitet. Auch auf diese Methode verlasse ich mich (wie auf die Forschungsergebnisse), aber der Grund meines Verlassens ist längst von einem konkreten Vertrauensverhältnis zu einer bestimmten Person abgelöst, er ist apersonal. Ich weiß nämlich überhaupt nicht mehr, wer die Methode der Inschriftenedition entwickelt hat: Boeckh? Mommsen? Klaffenbach? Das heißt, mein Sich-Verlassen hat sich von dem Vertrauen längst entfernt. Es ist ein apersonaler Akt des Verlassens, dem kein personales Vertrauen zugrunde liegt.

Neben der allgemein akzeptierten Methode der Inschriftenedition, auf die ich mich verlasse, obwohl ich keine Vertrauensbeziehung zu ihrem Urheber als Basis meines Verlassens habe, stabilisieren allerdings noch verschiedene andere Dinge mein Mich-Verlassen auf Forschungsergebnisse – und dazu gehören, wenn ich ehrlich bin, auch *nichtwissenschaftliche Quisquilien*, die die Verlässlichkeit des Textes in meiner Wahrnehmung gleichwohl befördern können. Wenn wir bei meinem Beispiel eines Inschriftenbandes der hier im Hause edierten lateinischen oder griechischen Inschriften bleiben, zählt zu diesen scheinbaren nichtwissenschaftlichen Quisquilien beispielsweise eine bestimmte gravitatische Anmutung der publizierten Forschungsergebnisse: Inschriftenbände

sind im Vergleich zu anderen Büchern ziemlich groß, sind sehr gut ausgestattet, sorgfältig gesetzt und edel gedruckt. Ich nehme den Band zur Hand und bin unwillkürlich durch seine äußerliche Anmutung davon überzeugt, etwas Großartiges in Händen zu haben, das es verdient, sich darauf zu verlassen. Ich reagiere im Alltag so, selbst wenn ich weiß, dass das keine sehr wissenschaftliche Emotion ist, die da gerade meinen Umgang mit Forschungsergebnissen prägt. Eine weitere Strategie, die mich dazu bringt, mich gleichsam unwillkürlich auf Forschungsergebnisse zu verlassen, die in einem Inschriftenband unserer Akademie publiziert sind, ist, dass mir das alles auch noch in der weihevollen Sprache Latein mitgeteilt wird, die ich nur noch bei sehr feierlichen Zusammenhängen wie Ehrenpromotionen erlebe und die schon deswegen bei mir besondere Ehrfurcht auslöst. Das beginnt schon auf dem Titelblatt eines solchen voluminösen Bandes: „Corpus inscriptionum Latinarum consilio et auctoritate Academiae Scientiarum Berolinensis et Brandenburgensis editum“ usw., usf. Es setzt sich aber auch fort, wenn ich eine bestimmte Inschrift ansehe, beispielsweise aus dem im Jahre 2000 publizierten sechsten Band der stadtrömischen Inschriften, achter Teil, drittes Faszikel die Nummer 41402 (übrigens gebietet auch die hohe Ordnungszahl der Inschrift wieder Ehrfurcht, ebenso wie die hohe Seitenzahl, auf der diese Inschrift zu lesen steht: Seite 5103). Denn nicht nur der Text der lateinischen Inschrift ist lateinisch geboten, sondern auch die Informationen, wo die Inschrift einst aufgefunden wurde, welches Schicksal sie nach ihrer Auffindung erlitten hat und welche klugen Hinweise mir der Editor Manfred G. Schmidt zum Verständnis einzelner Formulierungen geben wollte. Mit anderen Worten: Vertrauen auf wissenschaftliche Persönlichkeiten und Sich-Verlassen auf ihre wissenschaftlichen Ergebnisse haben oft mit *Ehrfurcht* zu tun, die auch durch solche unwissenschaftlichen Quisquilien wie die Ausstattung der veröffentlichten Bände oder die Feierlichkeit der verwendeten Sprache ausgelöst werden und nicht durch eine rationale Abschätzung der Qualität der publizierten Forschungsergebnisse. Schlichter formuliert: Ob wohl alle Kolleginnen und Kollegen, die die Inschriftenbände unserer Akademie ehrfürchtig zur Hand nehmen, überhaupt das Latein verstehen können, in denen die Inschriften beschrieben und erklärt werden? Ob also alle, die die Bände benutzen, kritisch prüfen können, ob er die Ehrfurcht verdient, die sie ihm unwillkürlich entgegenbringen?

Natürlich spielt auch die *Institution*, die forscht oder an der geforscht wird, für das Sich-Verlassen auf Forschungsergebnisse eine große Rolle – und damit kommen wir in den Grenzbereich zwischen Vertrauen und Verlassen, zwischen Personalität und Apersonalität. In unserem Beispiel ist die Institution, die die genannten Inschrifteneditionen herausgibt,

das eigene Haus: die „Preußische Akademie der Wissenschaften“, nach 1945 „Deutsche Akademie der Wissenschaften“ und jetzt eben „Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften“. Auf diese Institution verlasse ich mich, weil ich Personen vertraue, die ihre Mitglieder sind oder waren und in ihr wirkten oder wirken: Theodor Mommsen, Christian Meier, Wilfried Nippel und wie sie alle heißen. Solche Kollegen habe ich vor Augen, wenn ich mich auf die Ergebnisse einer Institution verlasse, weil ich ihren Personen vertraue (also denen, die ihre *Mitglieder* sind oder waren). Das Vertrauen, das ich zu einer Institution und zu den sie tragenden Forscher-Personen habe (oder präziser: das Vertrauen, das durch apersonal gewordene Vertrauensakte grundgelegt ist), führt also dazu, dass ich mich auf die in dem voluminösen Band abgedruckten Inschriften verlasse und mit diesen Texten bei meinen historischen Analysen der Antike arbeite, ohne jeden edierten Text am Original oder einer Photographie zu prüfen. Eine letzte Bemerkung sollte ich am Ende dieses ersten Abschnittes meiner Ausführungen vielleicht noch machen: Es ist hoffentlich deutlich, auch ohne dass ich viele Worte darüber machen muss, dass man das, was ich am Beispiel einer Inschriftenedition aus unserem Hause erläutert habe, meinetwegen auch an den Empfehlungen unserer Akademie zum Zustand unseres Gesundheitssystems und sonstigen etwas aktuelleren Veröffentlichungen der BBAW hätte explizieren können – selbstverständlich existieren neben der Verwendung der lateinischen Sprache auch andere subtile und weniger subtile Strategien, durch nichtwissenschaftliche Mittel um Vertrauen auf Personen und Sich-Verlassen auf die Ergebnisse ihrer Forschung zu werben.

Zusammenfassend gesagt: Das Verlassen auf wissenschaftliche Ergebnisse (vulgo: das Vertrauen auf Wissenschaft) hat sehr stark mit Vertrauensbeziehungen zu tun, aber genauso auch mit nichtrationalen Elementen und Strategien. So viel zur Dimension der Vertrauensstiftung; wir befinden uns immer noch im ersten Abschnitt meiner Ausführungen und kommen nun zum *zweiten Teil* des Titels: „Geisteswissenschaften als *Zerstörer* von Vertrauen“.

Denn gleichzeitig gilt auch von jeher, dass in den Geisteswissenschaften permanent das Sich-Verlassen auf die Ergebnisse geisteswissenschaftlicher Forschungsarbeit problematisiert wird, ohne dass jedoch im gleichen Ausmaß auch die Vertrauensbeziehungen zu denen, die diese Ergebnisse erzielen, problematisiert oder gar zerstört werden. Wir diskutieren beispielsweise in der geisteswissenschaftlichen Klasse dieser Akademie die Vorträge, die wir uns gegenseitig halten, in der Regel fast neunzig Minuten und meist höchst kritisch. Kaum jemand verlässt sich in einer solchen Diskussion auf Ergebnisse, die der Referent oder die Referentin vorgestellt haben – aber trotzdem problematisiert kaum jemand

im Zuge von solcher Kritik das Vertrauensverhältnis zu dem Referenten oder der Referentin. Wir sind dazu erzogen, auch die Forschungsergebnisse von Menschen zu problematisieren, zu deren wissenschaftlicher Persönlichkeit wir höchstes Vertrauen haben. Mit anderen Worten: Es gibt ein gewisses Ungleichgewicht zwischen der Stiftung und Zerstörung von Vertrauen in den Geisteswissenschaften: Das Sich-Verlassen auf wissenschaftliche Ergebnisse hat mit einer Vertrauensbeziehung zu denen, die diese Ergebnisse zustande bringen, zu tun. Das Problematisieren oder gar das Zerstören der Beziehung des Verlassens auf Wissenschaftsergebnisse geht nicht unmittelbar auch mit einem Zerstören der grundlegenden Vertrauensbeziehung einher. Es gibt relativ viele Menschen, die eine wissenschaftliche Hypothese von mir fortführen, bestreiten oder auch widerlegen, ohne dass deswegen automatisch ihr Vertrauen in mich als wissenschaftliche Persönlichkeit erschüttert werden muss. Es ist nebenbei bemerkt ein Vorteil der von Ute Frevert vorgenommenen Differenzierung zwischen Sich-Verlassen und Vertrauen, dass man solche Ungleichgewichte klar erkennen und beschreiben kann.

Es gehört ganz unmittelbar zu den Geisteswissenschaften, dass in ihnen nicht nur mit wissenschaftlichen und unwissenschaftlichen Mitteln für ein Sich-Verlassen geworben wird, sondern dieses Sich-Verlassen auch immer wieder problematisiert, ja sogar mit einer gewissen Lust verunmöglicht wird. Meine akademischen Lehrerinnen und Lehrer haben mir sehr früh vermittelt, dass eine bloße Wiederholung von einmal erarbeiteten wissenschaftlichen Ergebnissen zutiefst langweilig ist, und eine regelrechte kindliche Freude beim Zerstören von wissenschaftlichen Hypothesen vermittelt: Und es macht ja tatsächlich großen Spaß, ein etwas luftiges Gebäude von Hypothesen gleichsam in die Luft zu jagen. Das bedeutet aber, wie eben schon gesagt, nicht, dass man im selben Atemzug dann einen dramatischen Vertrauensverlust in die Urheber dieser Hypothesen konstatieren kann oder muss. Um ein sehr berühmtes Beispiel für diesen Unterschied anzuführen: Weite Teile der wissenschaftlichen Hypothesen Adolf von Harnacks zur Geschichte des antiken Christentums galten schon zu dessen Lebzeiten als völlig überholt und immer wieder finden sich (nicht nur bei Nietzsches Freund Franz Overbeck) fast höhnische Ironisierungen der „Hypothesenschmiede“ des großen Berliner Kirchenhistorikers. Trotzdem genoss Harnack in seiner eigenen Disziplin und weit darüber hinaus, beispielsweise als Wissenschaftsorganisator, in vielen Kontexten weit über die Geisteswissenschaften hinaus hohes Vertrauen.

Was ich meine, kann ich auch noch einmal wieder am Beispiel der erwähnten, ehrfurchtgebietenden Bände der lateinischen Inschriften verdeutlichen, die in unserem Hause ediert werden: Mit der genann-

ten lateinischen Inschrift Nummer 41402 auf der Seite 5103 des *Corpus Inscriptionum Latinarum*, auf die ich angespielt habe, begründet man in der wissenschaftlichen Literatur meines Faches gern die Datierung der Umwidmung einer stadtrömischen Basilika auf dem Esquilin in eine christliche Kirche am Ende des fünften Jahrhunderts. Allerdings schießt mir bei der Lektüre der Berliner Edition (auch bei größtem Vertrauen in die sprachliche wie historiographische Kompetenz der Editoren, des erwähnten, leider inzwischen verstorbenen Heidelberger Epigraphikers Géza Alföldy und unseres Arbeitsstellenleiters Manfred G. Schmidt) jedesmal der Verdacht in den Kopf, dass die betreffende Inschrift zur Datierung der Umwidmung des Gebäudes gar nicht so einfach herangezogen werden darf. Es handelt sich nämlich bei dem Text um ein (inzwischen leider verlorenes) hoch kunstvolles Versepigramm eines ostgotischen Germanen namens Flavius Valila, der sich gegenüber den alteingesessenen Römern als guten Stifter und damit als einen Teil der antiken Sponsoringkultur darstellen wollte – und eben nicht als barbarischer Ostgermane gesehen werden mochte. Scheinbar stiftete dieser Militär eine ganze Kirche, Sant'Andrea cata Barbara, die in der Nähe der bis heute erhaltenen Kirche Santa Maria Maggiore lag und in der frühen Neuzeit abgebrochen wurde. *Scheinbar* stiftete der Militär diese Kirche als katholische Eigenkirche. Aber wer weiß schon, ob das wirklich der Fall war. Vielleicht hat der Germane nur den Eingang renoviert oder was auch immer an einer vorher schon längst bestehenden Halle des Junius Bassus, des Konsuls des Jahres 317 n. Chr., veranlasst. Der Verdacht ist schnell geweckt, dass man von einer Inschrift, mit der sich eine Person in ein rechtes Licht rücken will, nicht einfach auf historische Zusammenhänge schließen darf. Und da die Kirche inzwischen ebenso wie die Inschrift abgegangen und im heutigen Stadtbild Roms nicht mehr aufzufinden ist, kann auch nichts mehr am Befund überprüft werden. Die Sache ist also ziemlich unsicher. Es ist aber mit solchem Verdacht natürlich nicht das *Vertrauen* in die Editoren Alföldy und Schmidt erschüttert, sondern nur das *Sich-Verlassen auf* ein scheinbares Ergebnis ihrer Edition – Zweifel liegt ja schon deswegen nahe, weil man als Leser und Leserin geisteswissenschaftlicher Forschungspublikationen ja auch von eigenen Begrenztheiten weiß und genau solche Begrenztheiten auch bei Kolleginnen und Kollegen supponiert.

Wir formulieren nun noch einmal zusammenfassend die Beobachtungen der beiden vorausgehenden Teilabschnitte zu „Geisteswissenschaften als Stifter und Zerstörer von Vertrauen“: Die Geisteswissenschaften sind von jeher durch eine eigentümliche Mischung aus Vertrauensstiftung, aber auch Vertrauensstörung und Vertrauenszerstörung gekennzeichnet. Wenn wir sorgfältig differenzieren zwischen

*Vertrauen auf Personen und Sich-Verlassen auf wissenschaftliche Ergebnisse, gehen, wie wir sahen, Vertrauensaufbau gegenüber Personen und Vertrauensstörung dem Sich-Verlassen und Sich-nicht-mehr-Verlassen auf ihre wissenschaftlichen Ergebnisse nicht immer parallel. Man könnte von einem sozusagen retardierten Vertrauensverlust sprechen: Es muss erst sehr viel von den Hypothesen eines Forschers zerstört sein, bevor man bereit ist, auch das Vertrauen in diesen Forscher selbst zu verlieren, jedenfalls in den Geisteswissenschaften. Wir alle kennen Kolleginnen und Kollegen, die wir „anregend“ nennen, obwohl wir wissen, dass viele ihrer Hypothesen nicht funktionieren oder sonst wie nicht überzeugen – und trotzdem verlieren wir das Vertrauen in ihre wissenschaftliche Persönlichkeit nicht oder sehr lange nicht. Auf solche Differenzierungen wird man, wie Ute Frevert bereits gesagt hat, freilich nicht aufmerksam, wenn man einen allzu sehr ausgeweiteten, alltagsprachlichen Vertrauensbegriff verwendet und vor diesem Hintergrund von „Vertrauenskrisen“ redet. Darüber aber möchte ich nun in einem deutlich kürzeren zweiten Abschnitt meiner Bemerkungen noch sprechen.*

## **(II) Sind die Geisteswissenschaften in einer „Vertrauenskrise“?**

Wie steht es aber nun mit einer „Vertrauenskrise“ im Blick auf geisteswissenschaftliche Forschung in diesem Land? In einem letzten Abschnitt meiner Bemerkungen möchte ich fragen: Gibt es vielleicht nicht nur ein stets gleiches Auf-und-Ab von Vertrauensaufbau und Vertrauenszerstörung, von Sich-Verlassen und Sich-nicht-Verlassen, das den konjunkturellen Schwankungen der Arbeitslosenzahlen vergleichbar ist? Gibt es vielleicht einen fortschreitenden Vertrauensverlust, ja eine regelrechte Vertrauenskrise in den letzten Jahren und Jahrzehnten, eine mehr als konjunkturelle Abnahme der Bereitschaft, sich auf Ergebnisse geisteswissenschaftlicher Forschung zu verlassen? Wird das Vertrauen in die Akteure der Wissenschaft gegenwärtig stärker zerstört, als es in dem bisherigen Verlust von Sich-Verlassen auf ihre wissenschaftlichen Ergebnisse der Fall war? Man muss nur einmal im Internet ein wenig surfen, um zu erkennen, wie stark das allgemeine Vertrauen selbst in prominente Geisteswissenschaftler abgenommen hat und wie wenig man sich inzwischen auf deren Forschungsergebnisse verlässt. Die hochwissenschaftlichen wie auch die nichtwissenschaftlichen Strategien, Ehrfurcht vor Forschungsergebnissen und ihrer Präsentation zu erzeugen, funktionieren nicht mehr, wenn der Text einer lateinischen Inschrift nicht mehr in einem edlen Folioband der Akademie publiziert wird, sondern ganz schlicht in einer Datenbank eines Frankfurter Althistorikers erscheint.



Mit anderen Worten: Das ausgewogene Verhältnis von Vertrauensstiftung und Vertrauensstörung ist aus dem Gleichgewicht geraten.

Ich meine daher, dass man tatsächlich einen solchen zunehmenden Vertrauensverlust in den wissenschaftlichen Einrichtungen wie in der allgemeinen Öffentlichkeit beobachten kann, und möchte zum Abschluss meiner Ausführungen dafür einen *Grund* in Form einer Hypothese präsentieren. Dabei rede ich nun weniger als Altertumswissenschaftler denn als Theologiehistoriker und nehme wieder Bezug auf den Beitrag von Ute Frevert. Sie hatte schon angedeutet, dass der dramatische Verlust der allgemeinen Glaubwürdigkeit der theologischen Vertrauensdefinition Folgen insgesamt für den Umgang mit Vertrauen gehabt hat. Ich ergänze ihre Ausführungen gleichsam um die Vorgeschichte und muss um Verständnis für ein gerüttelt Maß klassischer Ideengeschichte bitten:

Mit der europäischen Reformationsbewegung des sechzehnten Jahrhunderts verbreitete sich im Blick auf Vertrauen etwas, das Ute Frevert als „Skeptizismus“ bezeichnet hat, nämlich die Position, dass Vertrauen eigentlich überhaupt nur *Gott* verdient und nichts Irdisches auf dieser Welt – präziser müsste man sagen, dass im sechzehnten Jahrhundert biblische Texte, in denen Entsprechendes zu lesen steht, wieder neue Aufmerksamkeit fanden. Es steht ja schon in den Psalmen zu lesen, dass man sich besser nicht verlassen soll und vertrauen auf Menschen – Psalm 118 (Vers 8): „Es ist gut, auf den *Herrn* zu vertrauen und sich nicht zu verlassen auf Menschen“. Die reformatorisch orientierten lutherischen wie reformierten Theologen des sechzehnten Jahrhunderts waren davon überzeugt, dass jeder Vertrauensakt, der sich nicht auf Gott richtet, die Dinge dieser Welt zum Abgott macht. Diese pointierte, dem Alltagsvertrauen gegenüber tief skeptische Anschauung blieb nicht nur auf studierte Theologen reformatorischer Provenienz beschränkt. Sie ist relativ weit in der Gesellschaft verbreitet worden allein dadurch, dass beispielsweise in Luthers „Großem Katechismus“ von 1529, also in einem Text, der über mehrere Jahrhunderte flächendeckend auswendig gelernt worden ist, diese Haltung pointiert ausgedrückt ist. „Dass einen Gott haben nichts anderes ist, denn ihm von Herzen vertrauen und glauben oder wie ich oft gesagt habe“, formuliert Luther in jenem „Großen Katechismus“, und setzt fort, „dass allein das Trauen und Glauben des Herzens macht beide Gott und Abgott“ (BSELK 560,13–24 bzw. 560,27–29; ganz Analoges liest man übrigens bei Huldrych Zwingli in der „Christlichen Unterweisung“). Die reformatorische These über „Vertrauen“, die dort ausgedrückt ist, lautet mit anderen Worten reformuliert: Wer die für Gott bestimmte Vertrauenshaltung, lateinisch *fiducia*, zum Beispiel auf sein Bankkonto richtet oder auf die Brücke, über die er gerade läuft, oder auf die Halle, die er konstruiert, oder das Hallen-

dach, unter dem er sitzt, der verehrt in Wahrheit einen Abgott, der vertraut abgöttisch. So jemand nimmt die Dinge dieser Welt, als seien sie Gott selbst und vergisst in seinem fehlgeleiteten Vertrauensakt, wer in Wahrheit sein Dasein trägt und hält. Menschliche Instanzen und ihre Produkte verdienen aber überhaupt kein Vertrauen. So sahen es jedenfalls die reformatorischen Theologen des sechzehnten Jahrhunderts und ihre Nachfolger.

Die These, die ich hier vortragen möchte (obwohl es meiner Ansicht nach noch viel zu wenige Untersuchungen über diese Thematik gibt), baut auf dieser Beobachtung auf und lautet: Zunächst hat die in vielen deutschen Landstrichen tonangebende reformatorische Theologie lutherischer wie reformierter Provenienz, wie wir sahen, einen außerordentlich exklusivistischen Vertrauensbegriff konstruiert und alles Vertrauen auf Dinge dieser Welt perhorresziert. Nach dem Zerbrechen der allgemeinen Verbindlichkeit der Gottesannahme in den Wissenschaften und in der Alltagspraxis wurde, wie Ute Frevert beschrieben hat, der Vertrauensbegriff in einem zweiten Schritt außerordentlich ausgeweitet, weil er nun nicht mehr auf Gott, dessen Existenz problematisch geworden war, beschränkt werden konnte, sollte er nicht ein Begriff ohne jeden Inhalt werden. Um es noch einmal anders zu formulieren: Der reformatorische Exklusivismus des Vertrauensbegriffs (Vertrauen verdient *nichts* außer Gott) fiel mit dem Säkularismus. Nun verdiente nach Ansicht vieler *alles* außer Gott Vertrauen. Der wegen dieses Säkularisierungsschubs außerordentlich ausgeweitete Vertrauensbegriff musste aber, wie Ute Frevert zeigte, in einem dritten Schritt wieder begrenzt werden und geriet also fast notwendig in eine Krise: Nachdem Vertrauen einmal exklusivistisch auf Gott beschränkt wurde und dann inklusivistisch alle Konturen verloren hat, fällt es eben schwer, realistisch und nüchtern von Vertrauen zu reden. Weil systematisch unklar ist, was Vertrauen genannt zu werden verdient, ist auch fundamental fraglich, wer oder was Vertrauen verdient.

Nun ahnen Sie natürlich, was ich Ihnen als Botschaft am Schluss dieser abschließenden Bemerkungen gern mitgeben wollte: Eine sorgfältige Differenzierung zwischen dem emotionalen Verhalten *Vertrauen* und dem darauf basierenden, nach wie vor auch in der Wissenschaft basierenden *Sich-Verlassen* auf wissenschaftliche Ergebnisse kann helfen, anstelle der inzwischen inflationäre Rede von der Vertrauenskrise konkrete, operationalisierbare Schritte einzuleiten, um wieder Vertrauen in Personen von Wissenschaftlerinnen wie Wissenschaftlern aufzubauen und zum Sich-Verlassen auf bestimmte Ergebnisse anzuleiten. Oder, um ein letztes Mal auf meinen Titel anzuspielen: Wir können dann konkrete Schritte einleiten, um notwendige Vertrauensstiftung und ebenso not-

wendige Vertrauenszerstörung wieder in ein rechtes Verhältnis zu bringen. Ohne Arbeit an Begriffen und ihrer Geschichte wird es freilich nicht abgehen. Vielen Dank für Ihre Geduld!